

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 3 (1899-1900)  
**Heft:** 10

**Artikel:** Zwei Prüfungen  
**Autor:** Ilg, Paul  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664643>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 03.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Märchenacht.

Silbern glänzt die Wasserbahn,  
Wo das Mondlicht drüber gleitet,  
Während auf dem weiten Plan  
Tiefe Nacht liegt ausgebreitet.

Unter meines Schiffes Kiel  
Atmet kaum die müde Welle,  
Nur ein Nixlein treibt sein Spiel  
Einjam in der Mondeshelle.

Mit den weißen Händen faßt  
Es entzückt nach dem Gefunkel,  
Trägt den Glanz in froher Hast  
Nieder in des Meeres Dunkel.

Und das klare Himmelslicht  
Läßt es aus den Händen fallen  
Auf ein Kinderangesicht,  
Drum die Lößlein golden wallen.

Und die Nixe staunt und sinnt,  
Tief auf's tote Kind gebogen . . .  
Zärtliches Geflüster rinnt  
In das Schlummerlied der Wogen:

„Armes, kleines Menschenkind,  
Nicht im Dunkel sollst du träumen,  
Komm, ich weiß, wo Stufen sind,  
Aufgebaut nach lichtern Räumen.“

Aus der finstern Wasserflur  
Steigt die Nixe mit dem Kinde,  
Daß es auf des Mondlichts Spur  
Seinen Weg zum Himmel finde . . .

Zürich.

Clara Forrer.

## Zwei Prüfungen.

Aus dem Leben eines Knaben.

Von Paul Flg, Salenstein.

In den Unterrichtssälen des Gymnasiums und der städtischen Realschule in St. G. schlugen wieder einmal Hunderte junger Herzen in banger Erwartung. Der Tage waren sonst wenige im ganzen Jahr, an denen die Aufmerksamkeit der Schüler in solcher Spannung und Ersichtlichkeit vorherrschte, wie an jenem Apriltage. Aufnahmeprüfung — geistige Stichprobe!

Vor Beginn derselben waren die Knaben fast alle unter sich einig gewesen, es werde dabei wieder riesig „parteiisch“ zugehen, und alle brummelten und schmähnten im Flüstertone auf die Lehrerschaft. Am vernehmlichsten natürlich diejenigen, welche im Grunde vor sich selbst schlecht bestanden mit ihrem Wissen und Können. Die Angst vor dem „Durch-

fallen" war allgemein; auch die Tüchtigsten ergriff bei dem vielen Gerede ein Zweifel, ob ihr ehrliches Wissen auch hinreiche zum Bestehen der Prüfung, oder ob noch andere geheime Umstände mitwirkten. Die Meisten waren zu Vergleichen geneigt. „Wenn der und der besteht, so besteh' ich auch, oder —“; hier waren dann die Empfindungen verschieden, entweder rachsüchtig oder zaghaft oder auch neidisch. Die Allerdemütigsten hielten es mit dem Drakel, und wenn es das erste mal nicht günstig entschied erprobte man's eben auf eine andere Weise. Einer durchmaß mit großen Schritten die Flurlänge und sann: „Brauch' ich dazu mehr als vierzig Schritte, so plumpf' ich durch. Wieder einer trieb es umständlicher; der hatte sich auf eine Fensterbrüstung gesetzt und warf eine Münze auf, um so — bei vorausgesetzter Bildfläche — zu erfahren, in welchen Fächern es ihm gut erginge. Insgeheim rekapitulirte man seine Kenntnisse, wobei es sich die wenigen redlichen Naturen freimütig eingestanden, worin ihre Schwäche fuße und nur den Wunsch hegten, in den betreffenden Fächern doch ja nicht zu viel befragt zu werden, während die andern fortwährend auf ihr schlechtes Gewissen einsprachen, „es sei ja alles in Ordnung und es müßte schon mit unrechten Dingen zugehen, wenn —“ u. s. w. Im Flur der Realabteilung war es schon zu Tätlichkeiten gekommen. Der Sohn des Bankiers Brettmann hatte sich just in dem Moment, als er gravitatisch an seinen schlimmsten Feind, des Schlosser Dieters Fritz, vorüberging, im Diskant zu seinem Begleiter geäußert: „Ich werde ganz bestimmt aufgenommen.“ Daraufhin wandte sich der junge Dieter, der seiner Sache bedenklich unsicher war und höhnte: „So ja ... dein Alter wird's wohl dem Rektor in Münz ausgericht' haben, hä?“ Und eh' sich Brettmann einen ebenbürtigen Schimpf ausdenken konnte, hatte Dieters Wut schon die höchste „Temperatur“ erreicht und dessen Faust die „Entladung“ vermittelt. Dann war der Faustheld entwichen und nicht erschienen bei der Prüfung. „Schlosser kann ich auch so immer noch werden,“ beschwichtigte er sich im Davongehen.

Ja die Gemüter — das war eine Woge der Erregung!

Wie anders nahm sich dasselbe Völkchen aus, als nach beendeter Prüfung die Ungewißheit gehoben war. Die Erregung, der Sturm schien nicht minder mächtig, nur die Gefühle hatten sich so ganz verändert. Freudig und hell, lachend und jubelnd schlug es an die jungen Kehlen. Einige wenige, denen es schlecht ergangen war, auf welche der Jubel arg dissonirend eindrang, schlichen sich bedrückt hinweg, oder man suchte — o du vergebliches Bemüh'n — bei einem der Glücklichen Teilnahme für sein Mißgeschick. Wo doch zwei Stunden vorher noch ein jeder begierig die Klagen und Bedenken der anderen hinnahm und für jedes ermutigende

Wort in dankbare Gefühle ausbrach, empfand jetzt keiner der dem Verhängnis glücklich Entronnenen eine Regung des Bedauerns; keiner mußte ein Wort des Trostes für die verunglückten Kandidaten. Im Gegenteil: jeder fand es für ganz selbstverständlich, daß er bestanden hatte und so kehrten sie insgesamt eine gewisse abweisende Miene, eine offene Verachtung heraus gegen die Bemitleidenswerten. Ungefähr so: „Hättet ihr besser studirt, ihr Faulenzer!“

Freilich ja, das Glück macht roh.

Aber einer ging seinen Weg, der jubelte nicht, obwohl auch er Grund genug hatte dazu. Der hieß Martin Link.

„Ich prophezeie dir, du wirst durchfallen und das wäre vielleicht das Beste für dich —“ hatte ihm sein alter Lehrer der Primarschule beim Abschied gesagt. Und noch vielmehr. Martins Hände hatte er gar lange festgehalten. „Du bist halt doch der einzige aus der ganzen Klasse, der mir auch künftig noch zu denken gibt. Der gescheiteste, boshafteste und trügste Schüler bist du. Schau, dein Herz will sich nicht binden lassen und einmal muß es doch sein. Du hast mir vor'm Jahr zugesehn — weißt du noch — als ich das Weißdorngehäge stutzte in meinem Garten und dich so verwundert darüber, wie man das üppige, wild ausbrechende Zweigwerk so mißhandeln könne. Und dann im Frühling . . . als der Hag so fein anschaulich dreinsah . . . weich wie ein grüner Rasen . . . gelt da — was meinst du, Martin? . . . So muß man's anfangen mit den wilden Herzen, das Überschüssige, das Vielzuviele abschneiden . . . aufräumen mit den Tollheiten! — Du gerätst allemal in unglaubliche Aufregung, wenn du hörst, wie Napoleon ein großer Machthaber oder wie aus dem armen Knaben Edison ein weltberühmter Erfinder wurde. Dann sinnst du wohl eifrig, viel zu feurig nach und dein tolles Herz spricht immer mit: Wie fang' ich's an, ein großer Mann zu werden? Und wie oft hast du schon geweint, mein kleiner Freund, und dich gewunden unter Born- und Ohnmachtsgefühlen, weil dein junger, ungeschulter Verstand deiner heftigen Sehnsucht nichts zu bieten hatte, gar rein nichts . . . gelt, ich weiß . . . So versteh' doch nur! Alle die wahrhaft großen Männer sind's stufenweis' geworden, viele erst auf großen Umwegen, aber immer, weil sie das nächste, das, was dir jetzt zu gering erscheint, so gut kennen lernten; deshalb, und nur deshalb sind sie drüber hinausgewachsen. Kennst du denn keinen Mann von heutzutage, dem du nachleben möchtest, gar keinen? So mußt du eben lernen, mehr in der Wirklichkeit zu leben, den Tag nicht verträumen, deine Abenteuerlust ausreuten . . . Es hat gar keine solche Eile mit deiner Herrlichkeit . . . Bewahre, du eitler Bursch, wer denkt denn außer dir an deine künftige

Größe? Deine Mutter gewiß nicht . . . die wüßte nicht, wie sie Gott danken sollte, wenn recht bald ein brauchbarer Beamter oder ein geschulter Professionist aus dir würde. Jetzt weinst du, es paßt dir nicht in deinen phantastischen Kram . . . gelt, aber an das hast du noch nie gedacht, he, wie du deine Mutter, deine arme Mutter, die unermüdliche — sie müht und schafft sich um ihre Gesundheit . . . nur deinetwegen — hast du je gedacht, wie du ihre Sorge mindern, ihre Kräfte schonen könntest? Nie? Ja . . . dann liebst du sie am Ende gar nicht . . . so eine gute Mutter . . . das ist ja schrecklich! — Und auch daran ist nur deine Eitelkeit schuld. Aber gib du wohl acht . . . es ist Einer, der sieht auch in die Herzen der undankbaren Kinder . . . Du hast doch deinen alten Lehrer lieb, Martin, und weißt, er kann dir raten! So geh' du jetzt und mach Ordnung in dir — — — —“

Alle diese Mahnungen streiften wieder flüchtig Martins Bewußtsein und taten eine tiefe, geheimnisvolle Wirkung. Nun empfand er solche Furcht vor dem Denken. Gott, wie war er froh, als er oben auf der Pufferelle des Bahnhofes stand und über die breite Brüstung hinabsehen und — horchen konnte auf das Hin und Her des Manöverdienstes. Der tosende Lärm betäubte die Nerven. Und wenn eine dampf speiende Lokomotive unter ihm wegsaupte, trat er in die wirbelnde Rauchwolke und sog den heißen Dampf ein. Die schrillen Signale, das eintönige, häßliche Kommandiren der Kondukteure, das Rollen und Poltern und Knattern der Wagen . . . wirklich, das war die richtige Musik für Martins bebende Nerven. Wie wohltätig betäubend das auf ihn eindrang! „Vielleicht stoßen zwei Züge zusammen . . . gleich jetzt . . . mir wär's schon recht,“ fiel es ihm noch ein. Immer ängstlicher, begehrllicher suchten seine Augen ein Drohendes . . . eine Gefahr, aber nichts . . . nichts —

„Wird denn nichts geschehen?“

Martin tat hastig einige Schritte und dann — ja dann quoll es in ihm so ungestüm, erschütternd auf. Er konnte wieder weinen, schluchzen . . . alle seine Angst und Sehnsucht in Tränen fließen lassen. Den Kopf über die Brüstung geneigt, die Hände wie Scheuklappen vorlegend . . . so weinte er sich ordentlich leicht.

Als aber die Demut sein Herz ganz erobert hatte, trocknete er behutsam seine Augen. Und er horchte auf den tiefsten Grund seiner Seele hinab nach den einstigen schönen Empfindungen der Liebe zu ihr, die ihm das Leben gegeben hatte. Da stieß er dann wirklich auf einige unvergängliche Gefühle, die er zusammenraffte zu einer zarten, opferwilligen Liebe. Ihr wollte er ganz zu Gefallen leben. Und mit den Tollheiten war es vorbei. Alles wollte er verachten, woran sein Herz bisher uner-

schütterlich geglaubt, was seine Phantasie unermüdblich belebt, erhellte hatte und erfinderisch machte. Den „Lederstrumpf“, den „Robinson“, die listigen, lustigen Gassenspiele, der verbotene Vogelfang . . . aah, vor allem das. Darin hatte er sich ausgekannt. Im Spätherbst zimmerte man die Vogel-schläge. Die wurden dann mit viel Sorgfalt tannenbraun angestrichen und sobald der Winter die ersten Flocken schickte, in Tücher eingewickelt, heimlich hinausgetragen in den jungen Tannenwald, wo das Meisenvölkchen hauste in bitteren Nahrungsorgen — wie sich Martin beständig vorhielt, um sein Tun vor sich zu rechtfertigen. Und alle Tage, aber auch jeden Abend nach Schulschluß, schlich man hinaus, um nachzusehen, halb mit schlechtem Gewissen und doch in lüsterner Erwartung, daß vielleicht einer der Fangapparate eine gefiederte Beute beherberge, in welchem unbeschreiblich glückerregenden Fall man den Schlag wieder fein behutsam „einlumpfte“ und pochenden Herzens nach Hause trug. Da war alles bereits auf den Empfang des verschüchterten, ängstlichen Sängers vorbereitet, der Fenster-raum ausgestaffiert mit Moos und Tannenreisig, und wenn man die Nase hineinsteckte, roch es richtig wie in einem Walde. Die niedlichen, fidelen Kohlmeisen freilich — die wiesen sich bald munter bei der guten Kost — Nuskernen und Mehlwürmer —; aber den feinen Blau- und Spiegelmeisen schien erst die beste Pflege die verlorene Freiheit nicht ersetzen zu können. Die armen Vögelchen so traurig herumstehen und ängstlich flattern zu sehen, traf auch den doch mildherzigen Gefängnismeister stets mit tiefer Trauer. Er stellte sich dann vor seine Zöglinge hin und sprach mit ihnen: „Ihr armen, dummen Dinger . . . ja merkt ihr denn nicht, ich mein's ja so gut! Und im Frühling, 'bald's warm wird, lass' ich euch alle wieder fliegen, jawohl, und aber jetzt ist es kalt draußen . . . Verstanden! Verhungern und erfrieren müßtet ihr . . . So pickt doch die guten Sachen zusammen!“

Starb aber einmal so ein Dinglein in der Gefangenschaft, so weinte der kleine Martin und er begrub das zarte leblose Körperchen heimlich in einem nahen Garten unter dem großen Haselbusch. Der Sarg war eine große, mit Moos gefütterte Pappschachtel. Und auf die Grabstätte setzte er ein kleines, bemaltes Kreuzchen. Darauf stand dann der Name des Abgeschiedenen: Hänschen-Blaumeise. Und riesig ernst nahm's der kleine Totengräber mit seinem Handwerk!

Aber im Sommer? O, es war eine Lust nur daran zu denken, in welch' hohem Anseh'n er stand bei allen seinen Kameraden . . . zur Sommerzeit. Weil er unter seinesgleichen weit und breit als der geschickteste, gelehrteste Schmetterlingsjäger und -züchter galt. Fünf Stunden in der Runde wußte er genaue Auskunft über die Flugstätten. Man

mußte ihn sehen, wie er auszog an glutheißen Sommertagen mit dem grünseidenen Netz und der umgehängten Botanistertrommel; aber nicht um „Schmetterlinge“ zu fangen, wie die kleinen, dummen Kanten . . . Schmetterlinge um jeden Preis und gleichviel, welcher Gattung!

Über diese Art Fang lächelte Martin stets geringschätzend. Nein, in seinem Treiben war Methode. Und wenn er auf dem Wege einen Kameraden traf, so fragte ihn dieser gewöhnlich: „Was für welche fängst du heute?“ Dann antwortete er je nachdem: „Heut geht's in den Buchenwald auf die Blauschillerjagd“ — oder — „ich will bloß mal sehen, ob schon Trauermäntel fliegen“ u. s. w.

Die Sommerabende hingegen brachte er bis tief in die Nacht an den Geißblatt-Ranken zu, deren Honigduft eine so enorme Masse von Nachtschwärmern anzog, summende Kerle, groß wie Fledermäuse mit fingerdicken Sammetleibern. Er kannte sie alle am Summen; bevor er sie nur sah, wußte er, ob ein Wolfsmilch- oder bloß ein Fichtenschwärmer im Anfluge sei.

Und alle seine Kameraden kamen und staunten die kunstvoll ausgespannten, symmetrisch geordneten Wunderwesen an, die in Glaskästen in Martins Zimmerchen hingen. Daher kam es, daß er wie ein Häuptling einherging unter seinesgleichen.

Doch damit war er nun fertig . . . alles das würde ihn fortan nicht mehr beschäftigen. Auch nahm er sich vor, seinem höchsten Wunsch — daran ihm bisher Wunder was gelegen war — schlankweg zu entsagen: Er würde sich nicht melden als Kadett. Das kostete die Mutter zuviel Kummer und Arbeit . . . vielzuviel. Lieber wollte er ihr noch alles besorgen helfen, damit sie sich schönere Kleider kaufen sollte. Ach ja, sie war immer so ärmlich gekleidet. Fortwährend sah er die vielzukurzen Ärmel ihrer Sonntagsjacke vor sich . . . die mageren Arme . . . Fort mit diesen häßlichen Sachen.

Er mußte sich ein Bild seiner Mutter vergegenwärtigen, welches aus ihren Zwanzigerjahren stammte. Das hatte er stets so sehr geliebt und stolz war er darauf, denn es zeigte sie ihm als schöne, kräftige Jungfrau . . . so rundwangig und fein angetan. Martin mochte es leise nachempfinden, wie seine Seele so oft und schrecklich litt unter einer lebhaften Sehnsucht nach dem Wesen jenes Bildes, welches ihm doch, wie er wußte, auf ewig entrückt war und im Bedauern darüber, daß so wenig übrig blieb von Mutters einstiger Schönheit.

Su, weinte er schon wieder!

Langsam verließ Martin seinen Stehplatz auf der Brücke. Aber nach Hause ging er doch nicht. Noch mußte er sich vieles überlegen.

Scheu, verwundert musterte er seine Umgebung. Mitten auf der Straße plusterten sich zwei Spätzchen. Sonst hatte er immer mit Steinen nach solchen Frechlingen geworfen. Nun fand er sie niedlich und drollig. Aber die herrlichen Tulpenbeete in jenem Herrschaftsgarten! Wie wunderbar die grellroten und orangegelben Blumen sich abhoben von der grünen Sammetfläche des Rasenrundteils. Und der Himmel so klar und blau mit den wolligen, lichtweißen Frühlingswolken. So selten schön war alles, neu, als hätte er den Lenz nie geschaut.

Aber da fiel ihm nun plötzlich noch etwas ein, was ihm lieber nicht hätte einfallen sollen. Das war die Denkwürdigkeit von jenem Winterabend, als er noch ein neunjähriger Knabe war und nicht einmal wußte, ob der „Lederstrumpf“ oder der „Robinson“ eigentlich das „feinere“ Buch sei. Den Robinson hingegen hatte er just zwei Wochen vorher von der Mutter zu Weihnachten geschenkt gekriegt und darin las er dann Abend für Abend beim Lampenschein, bis die dummen Augendeckel herunterfielen. Einmal — er war gerade daran, zu erfahren, wie Robinson sich auf einer Schiffsplanke vor'm Untergang rettete — fragte er die Mutter, welche ihm gegenüber saß und weiße Stickereien auszackte, in großer Erregung: „Wär's dir recht, wenn ein richtiger Steuermann aus mir würde . . . mit drei Goldstreifen an der Mütze . . . auf einem Meer-schiff? Zuerst wird einer halt Schiffsjunge, bis er flink wie 'ne Katze zu oberst auf den Mastbaum klettern kann. Dann ist er Matros' und darf zum Spaß die Schiffsjungen ins Wasser werfen . . . zum Spaß — verstehst du?“

Die Mutter lächelte nur und meinte, es gehe doch noch zu lange bis dahin. Und man müsse halt zusehen, wie's der liebe Gott füge. Der hätte vielleicht ganz was anderes vor mit dem Martinchen. Hallo! Das verdroß nun den kleinen Martin so sehr, daß er sich ernsthaft vornahm, dem lieben Gott — aber tüchtig! — auf die Finger zu gucken. Tja . . . hm . . . warum sollte denn der nicht wollen, daß ein Steuermann aus ihm würde?

Wie war das doch? Steuermann? hm . . . Gedankenvoll — mehr aus Gewohnheit als vorsätzlich — lief Martin über den Börsenplatz auf ein großes Schaufenster zu, darüber in goldenen Lettern geschrieben stand: Marchand-tailleur!

Als der lang nach innen gerichtete Blick dann auf die ausgestellten Kadetten-Uniformen fiel, war auch der letzte Schimmer von Milde aus ihm gewichen. Trotz und Begierde! Und unter Martins Gedanken riß eine heftige Strömung alles mit sich fort, was nicht durch die mächtige Gewohnheit gefestigt war.



Er würde sich doch melden beim Kadettenkorps! Ja gewiß! Flammend ging ihm dies ein. Die Ursprünglichkeit dieses Wollens verdrängte alle guten Regungen. Ueber eine Weile stak Martin schon in der schlimmsten Gefühlsroheit. Von seiner guten Mutter war ihm nur noch die so oft erprobte Opferwilligkeit gegenwärtig. Er brauchte ja nur zu wollen. Warum denn nicht? Es würde gewiß gehen. Die Mutter durfte bloß ein wenig länger arbeiten des Abends. Dafür wollte er sich auch bescheiden mit einer ganz billigen Uniform. Ja, das wollte er, und fast gar kein Taschengeld verlangen. Aber zu den Kadetten! Es war doch gar zu schön! Nur die Uniform . . . alles andere, das Gewehr . . . die Patronentasche . . . die Munition . . . das kriegte man ja umsonst. Und die Donnerstage zur Sommerszeit marschirte dann das ganze Bataillon bei Trommellang durch die Stadt nach dem Exerzirplatz und an allen Fenstern staunten die Leute, wie das blitzte und funkelte!

In rasender Hast, die sich allmählig auch auf die Bewegungen des Körpers übertrug, reiheten sich die seltsamsten Bilder vor seinem geistigen Auge. Er faßte sich an die Stirn . . . es war ihm brandheiß zu Mute. Von den Passanten sah er niemand. Da hielt ihn jemand am Armel fest, aber bevor Martin sich besinnen konnte, wer es war, hatte ein gewaltiger Schreck dem Gefühlssturm ein Ende gemacht. Er atmete auf wie nach Erstickungsgefahr.

„Nun, wie steht's jetzt, guter Freund?“ — fragte die Person. Es war Martins früherer Lehrer. Und nun wußte der Junge erst gar nicht, was der Frager meinte. Dann — über eine schamhafte Empfindung hinweg — stürmte eine echte Freude in Martins Antlitz.

„Ich bin aufgenommen!“ — sagte er zwischen Lachen und Weinen.

„Um so besser . . . das freut mich . . . und deine Mutter jedenfalls auch . . . was glaubst du? Nun halt' dich aber an's Rechte, laß' dir das Lernen nicht sauer werden. . . . Auf Wiedersehen, Martin . . .“, meinte der Lehrer und ging weiter.

Martin jedoch dachte nun geradewegs nach Hause zu gehen, um seinem armen, in Sorge harrenden Mütterchen zu erzählen, wie alles gut verlaufen sei. — — —

Von den vielen, die in der großen Mietkaserne dritten Ranges aus- und eingingen, kannten und achteten wohl alle die in der obersten Galerie wohnhafte „Frau“ Link. Und diese Achtung stützte sich nicht nur auf die gemeinfällige These: „Man kann ihr nichts nachsagen!“ — wenn gleich selbst die ältesten Hausbewohner von ihrem Leben wenig mehr wußten, als daß sie sich vor einer Reihe von Jahren mit einem Kinde einfand und seither stets zurückgezogen und ungewöhnlich arbeitsam lebte. Wer

da Lust hatte, mochte sich immerhin in Mutmaßungen über ihr Vorleben ergehen. Sie sprach mit niemandem davon. Und von den Frauen, die zeitweilig ihre kleine zweiräumige Behausung betraten, wagten es auch die Neugierigsten nie, sie danach zu fragen; sie fanden der stillen Bewunderung kein Ende, wenn die wahrhaft gottergebene, resignirte Weise der Hausgenossin oder deren liebevolle, opfernde Mütterlichkeit so recht in ihr Empfinden übergingen. Und so kam es denn, daß das freundliche Arbeitsstübchen von Marie Link — nicht etwa zu einem Sprechsaal für die Hauschronik — sondern zu einem trauten Wallfahrtsort wurde im Freuden- und Leidfalle, wo die beste Herztärkung und Teilnahme das allerbilligste waren.

Wer aber die herben Fügungen ihres Lebens kannte, dem ging es in heftigem Verwundern ein, wie sie überhaupt Trost spenden, wie es geschehen konnte, daß eine solche Milde sich ihrem Fühlen und Denken mittheilte.

Seit dem großen Unglück ihres Lebens, dem sie durch die Tiefe ihrer religiösen Auffassung selbst die Größe verliehen hatte, wußte sie nur noch von einer Lebenserfüllung. Mit hoher sittlicher Kraft leitete sie alle ihre Gefühle in die Seele ihres Kindes. Und sie währte den Leichtsinne ihrer Jugend zu büßen, indem sie dessen viele, viele Wünsche mit den größten physischen Anstrengungen beglich. In ihres Sohnes munterem Glück lag das ihrige. Man konnte sie nicht überzeugen, daß ihre Willfährigkeit eine Gefahr für die seelische Entwicklung des Knaben und eine völlige Aufreibung ihrer Kräfte bedeuten möchte. Nein, sie ließ dem Jungen sein ungestümes Begehren und tat, was sie konnte.

Eben hatte sie sich im stillen wieder vorgerechnet, welche herbe Zeit sie vor sich habe, bis Martin aus der Realschule kam. Dabei wußte sie ja noch gar nicht, wie die Prüfung abgelaufen war. Als sie ihren Liebling die Treppe hinaufkommen hörte, ging ihr beinahe der Atem aus vor Bangigkeit.

„Ich bin aufgenommen!“ rief er, in das mit allerlei christlichen Bildern und Wandsprüchen geschmückte Stübchen tretend. Sowie er in das besorgte mütterliche Auge geblickt hatte, gingen lauter kindliche Gefühle auf in seinem Herzen. Sie hatte jedoch aus seinem in wehmütiger Freude schimmernden Blick und aus dem seltsam vibrierenden Klang seiner Stimme eine versteckte Trauer gelesen.

„Ist sonst nichts dabei?“ forschte sie teilnehmend und schlug den Arm um seinen Nacken.

„Nein, nichts!“ — machte er eigentümlich gedehnt und kühl — „als daß . . . dings . . . hm“ —

Er schlich an's Fenster und trommelte sehr erregt.

„Was denn?“

„Wer beim Kadettenkorps eintreten will, muß sich bis in vier Wochen melden —“

„Aha! —“

Eine Weile war es dann so still, so atemstill im Zimmer . . . das Pfeifen der Schere, das Rauschen des Stoffes und das Trommeln am Fenster hatten auch aufgehört. Dann erhob sie sich, tappelte leise auf ihn zu und zog ihm die Hand von den Augen. Doch eh' sie ein Wort sagen konnte, war er schon nebenan in seiner Kammer . . . die Türriegelnd. Sie drauf zu.

„Martin!“

Leises Schluchzen.

„Martin . . . hörst du . . . wieviel kostet die Uniform . . . wieviel, sag einmal . . . sag's nur . . . du . . . du —“

„Fünfzig!“ — kam es endlich mühsam heraus und sie merkte wohl, wie er das Schluchzen in den Rissen erstickte.

„Nicht mehr?“ — heuchelte sie gutherzig — „das ist ja nicht alle Welt, behüte. Ja, dann . . . weißt du was? Wenn ich jetzt jede Nacht zwei Stunden länger schaffe die vier Wochen, was meinst du? So bringen wir's sicher zusammen. Was gilt's, du wirst ein feiner Kadett.“

Aber Martin weinte zu, immer zu . . . denn er fühlte das Unrecht in seinem Verlangen und war nicht stark genug, um sich davon loszusagen.

War das hingegen ein Fest, als ihm die langersehnte Uniform endlich am Leibe hing. Der azurblaue Rock mit schwarzem Sammetkragen und den goldig glänzenden Knöpfen auf beiden Brustseiten, die glatten blaugrauen Hosen und das ovale Käppi mit Bonbon und Schießabzeichen. Mein, so was!

Des Abends holte er sich den Rock aus dem Schrank und betrachtete sich, so gut es ging, im Spiegel, oder er putzte die Knöpfe und freute sich unbändig ob den hinteren Taschen, die zur Aufbewahrung von Proviant oder verbotenen Dingen — Rauchmaterial — dienten. Den Tag des ersten Ausmarsches beschwor er mit der heftigsten Sehnsucht heran, so bezaubert war er von seiner Kadettenschaft. Deshalb fiel es ihm auch gar nicht auf, wie sehr sich sein Mütterchen in den vier Wochen der unmöglichsten Anstrengungen verändert hatte. Was wußte er denn von ihrem Nüchternfleiß, er, der um Neune schon in die Federn kroch und sicherte vor Behagen, während sie's oft bis in den frühen Morgen hinein aushielt unter Seufzen und Stöhnen und sich fast keine Ruhe mehr gönnte!

Nun blickte sie mit müden Augen auf sein tolles, eifriges Treiben und freute sich, was die überreizten Nerven an Freude noch zuließen.

„Was glaubst du“ — sagte er, „vielleicht wird noch ein Oberst aus mir? So einer verdient soviel, daß er zwei Pferde und die ganze Familie erhalten kann.“

Schau, schau, sie lächelte noch — — noch einmal . . . auf lange Zeit zum letzten mal . . . aber viel, viel Trauer mischte sich in ihr Lächeln. Das merkte der Junge. Erst war er darob höchlich erstaunt — — dann wandte er den Kopf so scheu, so angstvoll, schuldbewußt nach ihr hin. . . . Und wie kam es doch? . . . beide weinten sie Hals an Hals.

„Wir sind halt doch ein armes Volk, wir zwei! gelt Martin“ . . . sagte sie abgebrochen.

Da geschah ein Riß in seinem Herzen. Von dieser Stunde an trug er die Uniform nur noch, wenn er mußte.

Aber zwei Tage darauf fuhren sie Frau Link in einer Droschke hinaus nach dem Kantonspital.

Hochgradiges Nervenfieber! lautete die Diagnose.

Der arme Martin blieb in der Obhut einer guten Frau zurück in der alten Mietskaserne. Man hatte ihn vorsichtig entfernt, als der Arzt den Transport anordnete und ihm, als er zurückkam, bedeutet, die Mutter würde in wenigen Tagen wieder gesund und munter ankommen.

Da war er namenlos erschrocken und so verwirrt, daß er lange kein Wort sprechen konnte. Im Halse ein erstickendes Gefühl, im Gehirn eine dumpfe Leere, im Herzen eine unerklärliche Raftlosigkeit. Man kannte ihn nicht mehr. Als ihn sein Kamerad Alfred beim Schulgang mal ganz heiter fragte: „Kennst du den Kantus: ‚Auf Kanoniere!‘“ hatte Martin ganz unmotiviert zu heulen angefangen und war nicht zur Schule gekommen.

Die Abende saß er an dem fremden Tisch und las eine illustrierte Schauergeschichte. Die hieß: „Zehn Jahre unter der Erde“ und fast auf jeder Seite kam entweder ein Mord oder ein Diebstahl oder sonst was Furchtbares vor. Zeitweise sah er verloren im Zimmer umher, niemals hatte er sich so unglücklich, so einsam, so verlassen und verstoßen gefühlt. Und in seinem Bette zitterte er vor Furcht. Einmal hatte er in tiefer Nacht entsetzlich zu schreien angefangen, bis die Leute herbeigeeilt kamen und dann behauptete er fix, er müsse jetzt sogleich zur Mutter gehen. Sie redeten ihm das tüchtig aus und gaben ihm einen kleinen Knaben zum Schlaffameraden.

Ach, welch ein pressendes Heimweh sammelte sich in seiner Brust! Es war gut, daß er manchmal an den lieben Gott denken konnte, denn

dieser half ihm wenigstens jedesmal eine Weile aus der Beklemmung, indem er den lösenden Tränen rief. Dafür versprach er diesem im Geheimen alles Gute, und er sollte nur die Mutter schnell gesund machen. Das dachte er zwar so leise, leise . . . weil er noch kein richtiges Vertrauen zum Höchsten hatte. Und mit dem Herrn Jesu am Kreuze, dem er sich lieber anvertraut hätte, weil er so schmerzvoll herniedersah, war er auch noch nicht „näher“ bekannt. Deshalb waren die meisten seiner ausgesprochenen Gebete an eine unbestimmte Adresse gerichtet.

Drei Wochen hatte er nun seine Mutter nicht mehr gesehen. Dann und wann kam freilich ein tröstender Gruß, den eine Wärterin überbrachte. Aber drei Wochen! Sie, die zuvor kaum einen Tag getrennt waren. O, wie schwer lag ihm das im Gemüt. Ganz bleich und krank sah er aus; man fürchtete, es möchte ihn ernstlich „fassen“.

Eines Morgens jedoch hatte sich dann der freundliche Spitalarzt nach Martin Link erkundigt und den Verwunderten lustig gefragt: „Ja, wie steht's, ich soll da den jungen Mann der Mutter zuführen . . . wohlverstanden in der Kadettenuniform möcht' sie ihn sehen.“

Wie das wieder wirkte! Wer möchte da der Worte Armut hinnehmen für die Gefühle, die einer Woge gleich die junge Seele überschwemmten! Während er den stürmischen Andrang zu beherrschen suchte, damit es ihm nicht allzuheftig in die Augen sickere — was sich ja nicht schickte für einen Kadetten — hatte er schleunigst seine Uniform herbeigeholt. Etwas beschwerlich ging es zwar zu beim Ankleiden . . . nicht so behend wie ehemals . . . die Beinmuskeln wollten plötzlich nicht mehr spannen, die Arme hingen so kraftverlassen herunter — so eine wunderliche Schwäche! — ob er gleich alle Energie zusetzte.

Endlich stand er doch bereit, in vollständiger Tenue, das Käppi tief in die Stirn gedrückt. Seine Hüterin hielt ihm den Spiegel hin, darin er verwundert lächelnd schaute, wie sein feines Gesicht bleich aus dem Blau der Uniform hervorguckte. Der lustige Assistenzarzt jedoch nahm eine stramme Haltung an und salutirte: „Zu Befehl, Herr Korporal!“ Und die paar hinzugekommenen Frauen schlugen in die Hände vor Entzücken über das heitere Bild.

„So komm' jetzt, du feiner Soldat!“ — sagte der Arzt.

Das pochte so sehr unter dem Waffenrock, grad so, als ging's in die Schlacht.

„Nur mutig, Martin . . . nur nicht weinen . . . damit die Mutter sich freuen kann . . . nimm dich zusammen“ — mahnte seine Pflegerin liebevoll.

„Aber stramm!“ ermunterte der Doktor.

Das tat er wohl; nach bestem Vermögen hielt er an sich und beinah' stolz war er, daß er an der Seite eines richtigen Doktors durch die Stadt marschiren durfte. Doch, als sie, im Spital angekommen, unter der Thür des Frauensaals standen und ein schwacher Freudenschrei ihm die Richtung wies, wo seine Mutter lag, war's aus mit aller Selbstbeherrschung. Er flog auf sie zu und wußte nichts mehr von Schwäche und Scheu und Verlassenheit. Er schämte sich dagegen auch seiner Tränen nicht und lächelte nur still in sich hinein, als nach Überwindung der seelischen Krisis das finstere Gesicht des Herrn Obersten vor ihm auftauchte und dessen Parole: „'n Kadett, der heult, ist eine Memme in mein'n Aug'n . . . verrrsta'n —“

Der junge Martin hatte wohl bemerkt, wie selbst sein großer Freund, der Assistent, eine Träne vergeblich zurückhielt. Und wo's doch in aller Augen tränkte, hätte er allein nicht weinen sollen? War's ihm doch dabei wieder ganz heiter und friedlich eingegangen. Wie hatte er doch seine Mutter so lieb!

„Für's erste nur keine Überanstrengung . . . Morgen sehen wir uns wieder!“ — mahnte schließlich der besorgte Arzt.

Noch eine stürmische Umarmung und, ohne mit einer Wimper zu zucken, marschirte Martin neben dem Doktor quer durch den Saal zur Thüre hinaus.

Als sich dann Herr Bertschi, der alte Lehrer, einmal mit einer vermeintlich kritischen Mission zu seinem ehemaligen Zögling begab, hatte jener unverhofft eine leichte Aufgabe. Willig entsagte Martin der Realschule und der ganzen Kadettenherrlichkeit. Und wie sonderbar! Der blaue, teure Land, der einer allzuguten Mutter beinah' das Leben gekostet hätte, wurde vertauscht an weiße Jacken und Schürzen.

Wieder stand eines Abends unser Freund — diesmal im reinsten Weiß — vor dem Spiegel und lachte ganz unbändig über den komischen Kerl, der sich ihm präsentirte. Erst Kadett, dann Küchenjunge!

Auch wußte er schon eine ganz genaue Adresse, wenn sich ein Gebet auf Mutter's Gesundheit aus seinem geprüften Herzen schlich.

E n d e.

